



Indien:
Christen leiden
unter Gewalt

Seite 4 und 8

Nepal:
Mörder auf
freiem Fuß

Seite 14

Sambia:
Besuch aus
Simbabwe

Seite 20

Indien

- 4 Gewalt gegen Christen: Orissa brennt
- 8 Vorsitzender in Ranchi:
Unter dem Eindruck der Gewalt
- 10 100 Jahre: Landrechte mit Brief und Siegel
- 12 Frauenbeauftragte:
Mit Mikrokrediten gegen die Armut

Nepal

- 14 Altlasten: Mainas Mörder auf freiem Fuß
- 17 Missionshospital sagt Danke

Sambia

- 18 Aktiv im Kampf gegen Aids
- 20 Freude über Besuch aus Simbabwe

Deutschland

- 26 Frankfurt/Oder:
Arbeitslosentreff geht in die Politik

Weihnachtsprojekt

- 28 Armut macht krank

Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 22 Ideen & Aktionen
- 30 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



Titelbild: Eine Christin in Indien. Was tut die Gossner Kirche für die Frauen? Dazu Seite 12 (Foto: Jutta Klimmt)

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,



tief berührt und erschreckt haben uns die Nachrichten, die uns in den vergangenen Wochen aus Indien erreichten. Nach brutalen Ausschreitungen leben die Christen in großer Angst. Bei Christenverfolgungen vor allem im Bundesstaat Orissa wurden nach inoffiziellen Angaben mehr als hundert Menschen getötet, Häuser und Kirchen angezündet. Zehntausende sind auf der Flucht. Zudem gab es im Bundesstaat Jharkhand, wo die Gossner Kirche beheimatet ist, Auseinandersetzungen wegen einer missverständlichen Bibelübersetzung. Bischof Lakra hat bei seinem Besuch in Deutschland Ende Oktober betont, dass Gossnerchristen von den Ausschreitungen bislang nicht direkt betroffen waren, aber er hat auch deutlich gemacht, dass sich die Stimmung in Indien immer mehr zum Negativen verändere. Zudem hat er seinen Besuch genutzt, um Gossner-Freunde und Gemeinden, aber auch Politiker und andere Verantwortliche in Deutschland zum Gebet und zum Handeln aufzufordern. »Wir wollen die Öffentlichkeit aufrütteln, damit wir Christen in Indien Rückhalt aus Europa bekommen«, betont der Bischof. Bitte lesen Sie seine Andacht und mehr zu den Ereignissen in Indien auf den Seiten 3 bis 9.

Auch im Nachbarland Indiens, in Nepal, geht es trotz des Friedensschlusses nur langsam nach vorne. Nachdem das Land zehn Jahre lang unter dem Bürgerkrieg gelitten hat, müssen nun die Menschenrechtsverletzungen dieser Jahre aufgearbeitet werden. Damit aber tun sich Regierung und Behörden noch schwer.

Lassen Sie uns gemeinsam für die Geschwister in Indien, Nepal und Sambia beten, dass sie mit Hoffnung das neue Jahr beginnen können.

Ihnen allen eine frohe Advents- und Weihnachtszeit,
Ihre

Jutta Klimmt und das Team der Gossner Mission

--	--

Spenden bis 30.09.2008:
Spendenansatz für 2008:

187.309,29 EUR
300.000,00 EUR

Die Botschaft der Liebe Gottes gilt allen

Die Weihnachtsgeschichte erzählt von Christi Geburt in einem Stall zu Bethlehem. Zu den vielen Weihnachtsbräuchen, die wir heute in Indien ebenso wie in Deutschland kennen, gehören das gegenseitige Beschenken, das Schmücken des Baumes, die Kerzen und die aufwändig zubereiteten Mahlzeiten.

Aber vor allem ist Weihnachten ein Geschenk Gottes, ein Geschenk der Liebe durch seinen Sohn Jesus Christus. Dies ist unser Erbe eines göttlichen Geschenkes, eine Hinterlassenschaft, die nicht zu beschreiben ist, die auf der Gewissheit des ewigen Lebens beruht. Darum ist Weihnachten heute noch so reizvoll und so bedeutungsvoll für die Menschen rund um den Globus.

Meine Heimat Indien ist eine Welt der Kontraste und der verblüffenden Fakten. 80 Prozent der Bevölkerung ist arm. Die meisten Menschen auf dem Land können auf ihren Feldern nur die Nahrung für die kommenden drei bis sechs Monate erwirtschaften. Aber was geschieht danach? Der Kampf ums Überleben ist hart. Die Menschen zieht es in die Städte, wo sie hoffen, Arbeit zu finden, um ihre Familien zu ernähren. Oft ist diese Hoffnung trügerisch.

Die Erntezeit auf dem Lande beginnt vor Weihnachten. Somit beginnt die Weihnachtsfreude mit der Ernte. Diese ermöglicht es den Familien, alles

Notwendige für das Weihnachtsfest einzukaufen. Die Kinder bekommen zwei neue Kleider, die das ganze Jahr über halten müssen. Vor allem aber sind sie froh, dass die Tage des halbleeren Magens mit der Adventszeit vorüber sind. Sie sind glücklich, ihre Mütter bei der Zubereitung von Weihnachtsleckereien zu beobachten und die Väter bei der Kalkulation des Weihnachtsbudgets. Sie selber proben Weihnachtslieder, traditionelle »Bhajans« und kleine Aufführungen für den Weihnachtstag.

In Indien ist Weihnachten nicht allein ein Fest, sondern auch ein Mittel der Bekehrung. Viele Christen laden Nachbarn und Menschen anderen Glaubens ein, um mit ihnen die Freuden des Weihnachtsfestes zu genießen. In der langen Geschichte der Christenheit hat diese Gemeinschaft viele Menschen zu Jesus Christus geführt.

Momentan aber verändert sich die Lage in Indien. Konflikte breiten sich aus und bedrohen das Gemeindeleben. Was den Christen angetan wird, ist von Bedeutung für die ganze Menschheit. Viele Christen in Orissa werden keinen Ort haben, an dem sie Weihnachten feiern können. Ihre Kinder werden auf unbestimmte Zeit nichts bekommen: keine Geschenke, keine Leckereien, keine neuen Kleider. Sie werden nirgends den Weihnachtsstern hängen sehen. Sie werden we-



der Weihnachtslieder singen, noch ihre Freunde an Weihnachten begrüßen können.

Wir, die wir die Möglichkeit haben, Weihnachten zu feiern in Indien, Deutschland oder sonst wo auf der Welt, sollten diese Menschen während der Feiertage nicht vergessen. Denn die Nachricht der Liebe, die uns durch Jesus Christus gegeben wurde, gilt für alle. Der Sohn Gottes ist der Friedensfürst.

Lasst uns alle zusammen kommen, um für den Frieden in der Welt zu beten. Möge dieses Weihnachtsfest neue Hoffnung für alle Menschen als Kinder unseres liebenden Gottes bringen.

**Nelson Lakra,
leitender Bischof der
Gossner Kirche, Indien**



Orissa **brennt**

Nach Mord und Terror
sind 50.000 Menschen auf der Flucht



Der Hass trifft die Menschen völlig unvermittelt. Hemant Nayak sitzt friedlich mit seiner Familie daheim, als 750 fanatisierte Hindus ins Dorf stürzen, schwer bewaffnet und blind vor Wut. Nichts entgeht ihrem Zerstörungswahn. Zuerst werden die Bibeln in Brand gesteckt, dann das ganze Haus. Für Hemant besonders schrecklich: Die hasserfüllten Angreifer, die seine Familie mit dem Tod bedrohen, sind seine Nachbarn.

Hemants Familie lebt in Nilungia, einem kleinen Dorf in den Kandhamal-Bergen im Bundesstaat Orissa. Nachdem es bereits zu Weihnachten 2007 in Orissa zu gewalttätigen Übergriffen gegen Christen gekommen war, ist nun erneut das ganze Land in Angst und Schrecken versetzt.

Anlass für die Gewalttaten in Orissa war die Ermordung des radikalen Hindu-Politikers Swami Lakshmanada Saraswati am



23. August. Obwohl sich unmittelbar danach eine maoistische Gruppe zu dem Attentat bekannte, brach eine Flut der Gewalt gegen die Christen los, wie man sie in einem Land, das sich als demokratisch und säkular bezeichnet, nicht für möglich gehalten hätte.

Lakshmananda Saraswati war ein überzeugter Gegner der Muslime und vor allem der Christen. Seit 1969 war es sein Ziel, die Christen zu Hindu zu

rekonvertieren. Unmittelbar nach Bekanntgabe seines Todes traf der schlimmste Scharfmacher der Hindunationalisten in Orissa ein: Praveen Togaria, der Chef des berühmten »Welt-hindurates« (VHP), um die Angriffe gegen die Christen zu koordinieren.

Es brachen heftige Attacken aus, die immer noch nicht unter Kontrolle sind, obwohl dies von staatlicher Seite behauptet wird. Die Akteure sind vor allem

fanatische Hindus, die das Kandhamalgebiet, eine Region im Herzen von Orissa, von Christen säubern wollen. Doch nicht nur hier, sondern auch in anderen Distrikten und in anderen Bundesstaaten fanden und finden Angriffe gegen Christen und christliche Einrichtungen statt. Ein Gewaltausbruch von unvorstellbarem Ausmaß.

Angespornt hat die Hindu-fanatiker sicherlich, dass schon die Ausschreitungen von Weihnachten 2007 ohne Folgen für die Gewalttäter blieben (s. »Gossner Mission Information« 1 + 2/2008) Damals wurden die Häuser von rund 650 Christenfamilien zerstört, Läden angezündet und 90 Kirchen niedergebrannt. Mehr als 6000 Christen suchten Schutz in Notaufnahmelagern. Die Übergriffe 2007 waren von langer Hand geplant, auch bezahlte Schlägertrupps von außen wurden dafür herangekarrt.

Heute steht Hemant Nayak noch immer fassungslos vor den Trümmern seines Hauses. In seinem Heimatdorf Nilungia lebten 550 Hindu-Familien und 55 Christen-Familien. Am 24. August gegen 17 Uhr dringen etwa 750 Fanatiker – mit Schlagstöcken, Messern und sonstigen Waffen ausgestattet, darunter auch viele Frauen – in das kleine Dorf ein. Sie zünden ein Haus nach dem anderen mit Kerosin an. Als Hemants Vater die Angreifer bittet, wenigstens einen Raum zu verschonen, da sein Sohn Kunja ein erst zehn Tage altes, krankes Baby hat, bedroht ihn eine Frau mit dem Messer. Anschließend wird alles durchwühlt und angesteckt, die

Schränke, Kleider, nichts bleibt verschont. Die Täter sind Nachbarn, die zu Hemants Hochzeit eingeladen waren. Am schlimmsten aber tobt der Nachbar, der fast jeden Tag zum Fernsehen kam.

»Der Hass des aufgeputschten Mobs war unvorstellbar«, stöhnt Hemant. Seine Familie floh in die Wälder, ein Onkel jedoch wurde festgehalten. Man zwang ihn, sich zum Hinduismus zu bekennen. »Sonst hätten sie ihn gelyncht.«

Es gibt viele solcher Geschichten. Täglich werden neue Gräueltaten bekannt. Niedergebrannte Kirchen und Häuser, Morde, Vergewaltigungen. Menschen wurden bei lebendigem Leib verbrannt oder zerstückelt. Der Mob kannte keine Grenzen mehr.

Und die Polizei schaute tatenlos zu. Insgesamt sollen 90 Prozent aller Kirchen zerstört sein, fast 70 Prozent der Christen haben ihr Hab und Gut verloren. Es gab Hunderte von Verletzten, inoffiziell wird von 100 Toten gesprochen.

Der soziale Frieden, das Vertrauen in die Dorfgemeinschaft, ist für Jahre, wenn nicht für immer, zerstört. Die Familien haben Angst, in ihre Dörfer zurückzukehren. Sie fürchten sich vor erneuten Angriffen ihrer Nachbarn, die einmal ihre Freunde waren.

Hemants Familie lebt nun in einem der zehn eingerichteten Flüchtlingslager. Hier ist die Situation katastrophal. Die Zelte sind undicht, es gibt fast nichts zu essen. Hilfsorganisationen dürfen das Gebiet nicht betre-



Lange Schlangen in den Flüchtlingslagern, weiß, wann er nach Hause zurückkehren kann.



Bischof Huber fordert Ende der Gewalt

Die Christenverfolgung in Indien war auch Thema des Gesprächs, zu dem der leitende Bischof der Gossner Kirche, Nelson Lakra, mit dem EKD-Ratsvorsitzenden Bischof Dr. Wolfgang Huber (3. v. l.) in Berlin zusammentraf. Huber sagte zu, seinen Einfluss als Ratsvorsitzender auf die deutsche Politik geltend machen zu wollen, um sich für die Einhaltung der Verfassung und der religiösen Freiheit in Indien einzusetzen. Weitere Themen des Gesprächs, an dem auch der Direktor der Gossner Mission, Dr. Ulrich Schöntube (links), sowie Pfarrer Ernst Gottfried Buntrock (rechts) vom Ökumenischen Forum Berlin-Marzahn teilnahmen, waren Partnerschaft und Kirchenmusik.

ten. Die Regierung aber schafft es nicht, die rund 15.000 Menschen mit Reis zu versorgen. Es gibt kaum sanitäre Anlagen. »Alle fürchten, dass Seuchen ausbrechen könnten«, betont Hemant. Und auch in den Camps sind die Menschen nicht sicher. 2500 Hindu-Extremisten haben versucht, ein Lager in Tikabali anzugreifen und anzuzünden. Zwar gelang ihnen das nicht, doch stahlen sie alle Essensvorräte. In zwei anderen Camps versuchten Hindus, die Wassertanks zu vergiften.

Weitere 50.000 Menschen sind auf der Flucht, viele verstecken sich im Wald oder sind bei Bekannten untergetaucht. Viele von ihnen sind ohne Essen, ohne Wasser oder medizinische Versorgung.



**ern: Die Menschen warten auf ihre Reisation. Und niemand
en kann ...**

Die meisten Christen im Kandhamalgebiet leben an der Armutsgrenze. Einige jedoch konnten sich durch Fleiß und Schulbildung einen bescheiden Wohlstand schaffen. »Wir Christen sind sehr stark an der Schulbildung unserer Kinder interessiert, was dazu führt, dass viele junge Christen nun in Berufe drängen, die ihnen noch vor einem Jahrzehnt verwehrt waren«, sagt Hemant. In einer Zeit, die von hoher Arbeitslosigkeit geprägt ist, von massiv steigenden Lebensmittelpreisen und hoher Inflation, sehen viele Hindus in den Christen eine Bedrohung ihrer eigenen Existenz.

Natürlich gibt es auch politische Gründe für die Ausschreitungen: Im nächsten Jahr stehen

Wahlen an. Die rechtsstehende BJP (Bharatiya Janata Party) erhofft sich, durch die Angriffe auf die Christen Sympathiepunkte zu gewinnen.

Hemant Nayak blickt sorgenvoll nach vorn: »Niemand weiß, wie die Zukunft aussehen wird.«

**Dr. Cornelia Mallebrein,
Indologin,
Universität Tübingen**

Zu Gebet und Protest aufgerufen

Orissa ist einer der ärmsten Bundesstaaten Indiens. Die Mehrheit der Menschen lebt auf dem Land. 70 Prozent der Bevölkerung in der Provinz Kandhamal sind Adivasi (Ureinwohner) und Dalits (Kastenlose) – die am meisten benachteiligten Mitglieder der indischen Gesellschaft.

In Orissa gibt es auch Gemeinden der Gossner Kirche. Diese waren von den Gewalttaten nicht betroffen, leben aber in großer Angst und Sorge. Sie haben die Freunde in Deutschland gebeten, sie in ihr Gebet einzuschließen. Die Gossner Mission hat eine Fürbittaktion gestartet. Mehr dazu lesen Sie auf unserer Homepage, auf der über die Vorgänge in Indien kontinuierlich berichtet wird.

Zudem kann öffentlicher Druck auf die indische Regierung helfen, weiteren Gewaltaktionen entgegenzuwirken. Auf unserer Homepage finden Sie Protestbriefe, die Sie an die indische Botschaft oder an Ihren heimischen Bundestagsabgeordneten senden können. Bitte zeigen Sie auf diese Weise den Christen in Orissa, dass sie nicht alleine sind. Bitte helfen Sie mit!



Fürbitte und Briefe finden sich unter der Überschrift »Christen in Fürbitte aufnehmen« auf <http://www.gossner-mission.de/pages/aktuell.php> **Aktuelle Meldungen** zur Situation: <http://www.gossner-mission.de/pages/indien/news.php>

Unter dem Eindruck der Gewalt

Vorsitzender Harald Lehmann: Gespräche in Ranchi

Eigentlich hätte seine Reise nach Indien – es war die vierte – »Routine« sein können. Doch der Besuch des Kuratoriumsvorsitzenden der Gossner Mission bei der Gossner Kirche stand ganz unter dem Eindruck der brutalen Übergriffe in Orissa und der angespannten Lage in Jharkhand selbst. Wir sprachen mit Harald Lehmann.

? Herr Lehmann, Sie sind gerade aus Indien zurückgekehrt. Welche Eindrücke haben Sie mitgebracht?

Harald Lehmann: Ich bin äußerst betroffen von dem Ausmaß der Verfolgungen, denen Christen – vor allem im Bundesstaat Orissa – ausgesetzt sind. Vom Tag meiner Ankunft an bin ich überall darauf angesprochen worden. Die Gossner Kirche hat in Orissa eine ganze Reihe von eigenen Gemeinden, die ebenfalls zu leiden haben. Die indischen Medien nehmen das Thema mittlerweile sehr ernst. Zeitungen und Nachrichtensendungen beschäftigen sich damit ausgiebig. Umso unverständlicher finde ich es, dass in Deutschland kaum jemand in den Medien davon Notiz zu nehmen scheint. Als kürzlich der indische Außenminister zum Besuch in Frankreich weilte, ist er von seinem französischen Amtskollegen auf die Situation in Orissa angesprochen worden, und in Indien hat man das sehr aufmerksam registriert.

? In den europäischen Medien wurde heftig kritisiert, dass von staatlicher Seite zu wenig gegen die Übergriffe unternommen wurde; ja,

dass man dem Morden und Brandschatzen tatenlos zugehört habe. Können Sie das bestätigen?

Harald Lehmann: Anlass für die Pogrome war die Ermordung des schon länger gegen die Christen polemisierenden Hindu-Führers Saraswati am 23. August. Obwohl eine radikale Maoistenorganisation sofort danach die Verantwortung für das Attentat übernahm und dies seitdem mehrfach glaubwürdig bekräftigt hat, wird von fundamentalistischen Hindus die Stimmung gegen die Christen kräftig weiter geschürt. In Orissa ist die national-hinduistische Bharatiya Janata Partei (BJP) mit an der Regierung beteiligt, und sie spielt bei allen Wahlen die religiöse Karte aus. Die Ordnungskräfte schauen mit Billigung der Regierung also nur zu und beschränken sich darauf, die Flüchtlingslager, die sich mit den Opfern füllen, zu bewachen. Aufforderungen der Zentralregierung, endlich zu handeln, beantwortet man in Orissa mit dem Hinweis, es fehle an Sicherheitskräften, und man erwarte den Einsatz der Armee. Hintergrund dieses Geschachsers ist eindeutig die politische Absicht, die von der

eher säkular geprägten Kongresspartei geführte Zentralregierung möge sich auf diese Weise unbeliebt machen. Derweil geht das Gemetzel ungebremst weiter. Die »Hindustan Times« berichtet am 4. Oktober unter der Überschrift »Schande in Orissa« von mehr als 35 Toten, rund 140 abgebrannten Kirchen und Hunderten von abgebrannten Häusern. Diese Zahlen dürften eher an der unteren Grenze liegen.

? Wie verhält man sich angesichts dieser Situation als Besucher? Was kann man den Partnern sagen und mitgeben?

Harald Lehmann: Bei meinem Aufenthalt in Delhi bin ich gebeten worden, in der dortigen Gemeinde zu predigen und die aktuellen Verfolgungen zu thematisieren. Es ist nicht leicht, in einer solchen Situation die richtigen Worte zu finden. Meine Predigt orientierte sich am Vers 22 des 118. Psalms: »Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden.« Die Christen in Indien richten sich auf an dem Gedanken, dass die Kirche in Zeiten der Verfolgung eigentlich immer

an Stärke gewonnen habe. Und in der Tat haben die Gemeinden eher einen Zuwachs in den letzten Jahren verzeichnet, in denen doch Stimmung gegen sie gemacht wurde. Vielleicht ist das sichtbare Wachstum der christlichen Kirchen auch ein Grund für den Argwohn der Hindus, die ihre beherrschende Stellung bedroht sehen. Obwohl

Harald Lehmann: Während meines Aufenthaltes in Ranchi war der Konflikt um eine umstrittene Bibelübersetzung das alles beherrschende Thema. Irgend jemand hatte entdeckt, dass in einer schon seit rund zehn Jahren in Gebrauch befindlichen Bibel in Adivasi-Sprache eine Stelle aus dem 5. Buch Mose (12, 2) unglücklich übersetzt

gesellschaft diese Ausgabe fast unmittelbar nach Auftauchen der Vorwürfe einzog und der lokale Kirchenrat (dem alle christlichen Kirchen angehören) sich entschuldigte, blieb die Stimmung gespannt. Während meiner Anwesenheit führten Kirchenvertreter fast pausenlos Gespräche in diesem Zusammenhang und versuchten, das Klima zu verbessern. Es ist zu hoffen, dass ihnen das gelingt.



Neben den vielen Gesprächen standen in Ranchi repräsentative Verpflichtungen an: Auf dem Gelände der Gossner Kirche pflanzte Harald Lehmann, seit 2006 ehrenamtlicher Kuratoriumsvorsitzender der Gossner Mission, einen Baum, der seinen Namen trägt.

die Zahlen – nur 2,3 Prozent der Gesamtbevölkerung sollen Christen sein – dafür keinen Anlass bieten.

? Von der Gossner Kirche wissen wir, dass bislang keine Gossnerchristen von den Gewaltakten betroffen waren. Doch auch im Bundesstaat Jharkhand, vor allem in der Hauptstadt Ranchi, herrscht zurzeit große Unruhe.

war. Die dort stehende Aufforderung an das Volk Israel, die heiligen Stätten der Heiden zu zerstören, enthielt das Wort »Sarna«, mit dem die Anhänger der animistischen Adivasi-Religion ihre Heiligtümer benennen. Mit Unterstützung einiger Hinduführer wurde nun behauptet, die Christen strebten die Zerstörung der Kultstätten ihrer animistischen Nachbarn an. Obwohl die indische Bibel-

? Zuletzt noch einige Sätze zum eigentlichen Grund für Ihren Indien-Besuch, bitte.

Harald Lehmann: Meine Reise diente der Vertiefung der guten Beziehungen zur Gossner Kirche, und das ist durchaus gelungen. Obwohl ich zum vierten Mal seit 1995 in Indien war, war es doch der erste Besuch als Vorsitzender der Gossner Mission. Es gab fruchtbare Gespräch zum Beispiel mit dem leitenden Bischof Nelson Lakra und dem Generalsekretär der Kirche. Die Besuche in Schulen, Gemeinden und anderen Einrichtungen zeigten das Bild einer armen aber lebendigen und wachsenden Kirche, der die Verbundenheit mit der Gossner Mission ein ganz wesentliches Anliegen ist.

Das Interview führte
Jutta Klimmt,
Öffentlichkeitsreferentin.



Landrechte mit Brief und Siegel

Vor 100 Jahren den Chotanagpur-Erlass erstritten

Mit zwei Gesetzestexten wurde vor hundert Jahren ein bedeutsames Regelwerk geschaffen, das den Ureinwohnern in Chotanagpur (Bundesstaat Jharkhand) angestammte Landrechte zuerkannte und ihnen ein Leben in Würde ermöglichte. Heute aber wird der Erlass immer wieder ausgehöhlt.



Wortlaut und Bedeutung des Regelwerks sind im heutigen Staat Jharkhand so bekannt, dass statt des ganzen Titels »Chotanagpur Tenancy Act« oft das Kürzel C. T. A. verwendet wird. Es geht darin um die Grundlagen zur Bewahrung der Adivasi-Kultur: Für die Adivasi (Ureinwohner) ist ihr Land gleichbedeutend mit Auskommen und Zurecht kommen; Denksteine auf den Äckern erinnern an die Gemein-

schaft mit den Vorfahren; Landerhaltung ist zugleich Zukunftssicherung für die Nachfahren.

In »Chota« (heute »Tschutia«, ein Stadtteil von Ranchi) stand der Thron des Adivasi-Königs. Der Name »Nagpur« (Schlangentadt), weist auf seine Ebenbürtigkeit mit den Hindu-Königen hin. Die Schlange, aus dem Wasser heraufkommend, gilt bei den Hindus als hoheitliches Symbol für den Erhalt des Lebens.

»Chota Nagpur« – darin klingt der stolze Anspruch der Adivasi auf ihr Land an. Sie waren es schließlich, die den wilden Dschungel überwältigten; sie fühlen und bezeichnen sich bis heute als die »Ersten im Lande«.

Denn vor etwa zehntausend Jahren waren Adivasi-Völker – Oraons, Mundas, Santals – nach Zentral-Ostindien gekommen. Dem Zugriff der nachrückenden Hindu-Fürsten entzogen sie sich,

Ihr Land schenkt ihnen Stolz und Würde: Ein christlicher Adivasi-Bauer mit seinen Söhnen.

indem sie sich immer weiter in die Berge und Wälder zurückzogen. Sie achteten hier auf den Erhalt ihres gemeinsamen Lebensraumes und respektierten gegenseitig die verschiedenen Lebensweisen. Gemeinsam sicherten sie ihre Felder und Dörfer und bewahrten Wasser und Wald für ihre Nachfahren. Das Verharren auf ihrem Erbland bedeutete die Sicherung ihrer Zukunft.

Das weitere Vordringen der Hindu-Völker vom Ganges bis in die Region Chotanagpur verunsicherte die Adivasi zunächst wenig. Doch im 16. Jahrhundert wurde der Druck der vordringenden indischen Landesfürsten und der europäischen Kolonialmächte immer stärker. Die Hindu-Fürsten wollten sich den Landbesitz der Adivasi einverleiben. Das führte Ende des 18. Jahrhunderts schließlich zu mehreren Aufständen gegen die Bedrücker.

Dies war die Situation, als die Missionare der Gossner Mission Mitte des 19. Jahrhunderts nach Indien kamen. Sie wurden von den entrechteten und unterdrückten Adivasi um Hilfe gebeten. Die Missionare erkannten in den Ureinwohnern die Müheligen und Beladenen, zu denen Jesus Christus als Helfer kommen will. Sie gaben den Adivasi neues Selbstvertrauen durch Bildung und praktische Hilfeleistung und verkündigten ein neues Gottvertrauen. Nach anfänglich großer Zurückhaltung begannen die Adivasi, die Botschaft aufzunehmen. Als Erkennungszeichen grüßten sie sich bald mit »Yesu sahaj« – Jesus ist Helfer.

Als Indien 1858 britische Kronkolonie wurde, konnte die Willkür der Ostindischen Handelsgesellschaft und der indischen Landesfürsten eingeschränkt werden. Nun aber hatte überall britisches Recht zu gelten, auch dort, wo bislang die mündlichen Traditionen und monumentalen Steine der Adivasi Rechtskraft hatten. Eine Vermessung des Adivasi-Landes und schriftliche Erlasse wurden angeordnet.

An diesen Gesetzen arbeiteten die Missionare mit, denn sie kannten Sprachen, Land und Leute und konnten das mündlich tradierte Landrecht der Adivasi der neuen britischen Ordnungsmacht vermitteln. Das reichte aber nicht aus, denn die Feldgrenzen waren nur miteinander abgesprochen oder durch Steinzeichen markiert. Daher stellte die Mission einheimische Mitarbeiter als Landvermesser zur Verfügung. Weil die Vermessung aber sehr lange dauerte, wurden die Adivasi-Stämme unruhig, und ihre Führer griffen erneut zur gewaltsamen Selbstverteidigung ihrer Landrechte.

Die Regierung geriet unter Druck. Unterstützt von den Missionen wurde bis 1902 alles Land vermessen und Rechte und Pflichten aller Seiten bestimmt. Gossner-Missionare wie Ferdinand Hahn und Alfred Nottrott erwarben sich dabei große Verdienste. Der »Chotanagpur Tenancy Act«, der den Landbesitz regelt und den Adivasi Landrechte zusichert, wurde 1908 fertig gestellt. Zeitzeugen kritisierten: Zu spät! Große Teile des Adivasi-Landbesitzes waren dem Landraub bereits zum Opfer gefallen.

Doch mit dem C.T.A. setzte

am Beginn des 20. Jahrhunderts ein neues Nachdenken über den Zusammenhang von Menschenrechten und Menschenwürde ein. So wurde auch in die Verfassung des seit 1947 unabhängigen Indien der Schutz vor Ausbeutung und das Recht auf Gleichheit aller indischen Völker aufgenommen.

Am Beginn des 21. Jahrhunderts häufen sich aber wieder Umgehungen und Verstöße gegen diese Grundsätze. Ein alarmierendes Beispiel ist das Vorgehen an den Flüssen Koel und Karo in Chotanagpur. Dort wollten Regierung und Investoren einen Staudamm bauen, der zur Überflutung von Adivasi-Land geführt hätte. Das Vorhaben konnte gestoppt werden, doch die Regierung unterließ es bisher, für die 150.000 Adivasi-Bewohner des Gebiets Förderungen für Schulen, Straßenbau und medizinische Betreuung zu gewähren. Viele Adivasi wandern inzwischen resigniert ab und enden in den Armutsvierteln der Städte.

Angesichts der Problemverursacher in den global agierenden Unternehmen erwarten die Adivasi von ihren Partnern in der Mission, heute wie damals, deutliche Solidarität bei der Wahrung ihrer Rechte. Es gilt, die kirchliche Partnerschaft und mit ihr das politische und gesellschaftliche Gewissen zu schärfen – wie geschehen vor 100 Jahren, damit die Zuversicht nicht aufhöre: »Allein, du, Herr, hilfst mir, dass ich sicher wohne (Psalm 4,9).«

Dr. Klaus Roeber, Kurator der Gossner Mission

Mit Mikrokrediten gegen die Armut

Frauen in der Gossner Kirche suchen nach neuen Wegen

Gleichberechtigung – das ist ein schwieriges Thema in einem Land wie Indien, wo die Frauen in der Hindu-Gesellschaft vielfach brutal unterdrückt werden. Wie sieht es in der Gossner Kirche aus? Ashishan Bage, Frauenbeauftragte der Kirche, antwortet.



Die Frauen der Gossner Kirche lassen

? Wie sieht Frauenarbeit in der Gossner Kirche aus?

Ashishan Bage: Das Frauenzentrum der Gossner Kirche wurde 1995 eingeweiht. Ich bin nun die dritte Frauenbeauftragte, die erste Pfarrerin auf diesem Posten und habe zwei Kinder.



Frauenbeauftragte Ashishan Bage mit ihrer Tochter.

In jedem Jahr bereite ich fünf bis sechs Seminare vor, die ich in den verschiedenen Diözesen halte. Letztes Jahr hatten wir zum

Beispiel die Themen Persönliche Weiterentwicklung, Seelsorge, Finanzielle Bevollmächtigung oder Große Theologinnen.

? Wie finanziert sich das Frauenzentrum?

Ashishan Bage: Die finanzielle Lage ist denkbar schlecht. Eigentlich sollte jede konfirmierte Frau in der Gossner Kirche pro Jahr zehn Rupien (knapp 20 Cent) an das Frauenzentrum spenden. Aber es ist organisatorisch schwierig, das Geld von den einzelnen Gemeinden einzusammeln. Außerdem können die meisten Frauen nicht einmal diese zehn Rupien erübrigen. So haben wir ein Lotteriespiel eingeführt: Zur Hauptversammlung im Herbst können die Frauen Lose zu je zwei Rupien kaufen und natürlich auch etwas gewinnen. Damit machen wir letztlich einen Gewinn von weiteren 40.000 Rupien und kommen damit auf Einnahmen von 80.000 Rupien im Jahr. Als weitere Einnahmequelle planen wir, eine Gebühr für das Studentinnenwohnheim zu erheben.

? Mir ist aufgefallen, dass Frauen in den Gemeinden sehr zurückhaltend sind und oft nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Ashishan Bage: Das stimmt. Ein äußeres Zeichen dafür ist das Bedecken des Kopfes beim Gebet – ein Zeichen der Demut. Einige Frauen haben zuletzt mit dieser Tradition gebrochen – oft aus theologischen Gründen. Leider werden sie von vielen anderen Frauen dafür verurteilt. Das ist ein sehr emotionales Thema. Selbst theologisch gebildete Frauen vermeiden daher meist die Auseinandersetzung in dieser Frage. Aber hier ist einiges in Bewegung gekommen.

? Wie ist die Haltung der Männer dazu?

Ashishan Bage: Die Männer denken, in unserer Kirche herrsche Gleichberechtigung. Aber



sich trotz aller Mühen des Alltags nicht unterkriegen.

das stimmt nicht. Die hohen Positionen werden allesamt von Männern besetzt. Natürlich dürfen Frauen an Sitzungen teilnehmen, sie sollen es sogar. Aber eigentlich sollen sie nur zuhören – nicht reden! Die Entscheidungen werden von den Männern getroffen. Frauen müssen um Erlaubnis fragen. Seit Jahren kämpfe ich etwa darum, dass ich mehr Mitarbeiterinnen bekomme. Ich bin ganz allein zuständig für alle Frauen in der Gossner Kirche. In den Diözesen gibt es nur ehrenamtliche Frauenbeauftragte. Das macht die Kommunikation unglaublich kompliziert. Wenn ich das anspreche, macht die Kirchenleitung immer große Versprechungen – aber es passiert nichts. Neues auf den Weg zu bringen – selbst Kleinigkeiten – ist sehr schwer.

Sie haben vor kurzem ein neues Thema in der Frauenarbeit aufgegriffen; ein Thema, das durch die Verleihung

des Friedensnobelpreises an den Bankier Muhammed Yunus aus Bangladesh in aller Munde ist: das Thema Mikrokredite.

Ashishan Bage: Das ist sozusagen das Thema auch bei uns! Für das Jahr 2008 habe ich alle anderen Programme abgesagt. Wir möchten die Frauen zum Sparen animieren und dann Mikrokredite vergeben, damit die Frauen ein eigenes kleines Gewerbe aufziehen, ein Kalb oder eine Nähmaschine anschaffen können. Wenn es den Frauen finanziell besser geht, stärken wir damit zugleich die Familien – und natürlich auch die Frauenarbeit.

Finden Sie denn auch noch Zeit, sich um die geistlichen Bedürfnisse der Frauen zu kümmern?

Ashishan Bage: Ich predige vielleicht zehn, fünfzehn Mal im Jahr. Darüber hinaus habe ich

nicht mehr viel Zeit für geistliche Arbeit. Früher haben wir samstags zu Bibelarbeiten eingeladen. Aber viele Frauen konnten aus Zeitmangel nicht kommen, und so haben wir damit aufgehört. So haben wir noch unsere jährliche große Hauptversammlung. Im vergangenen Jahr hatte ich das Thema »Umwelt und Frauen« gewählt. Aber viele Frauen warfen mir vor, dass das Thema unbiblich sei, obwohl wir sogar Bibelarbeiten zur Schöpfungstheologie hatten. Dieses Jahr sollen Mikrokredite das Thema sein. Ich habe lange überlegt, wie ich es nennen soll. Ich habe mich entschieden für »Der verlorene Groschen« – nach Lukas. Alle sind begeistert.

Die Fragen stellte Vikarin Nicole Landmann während eines Aufenthaltes in Ranchi.



Mainas Mörder auf freiem Fuß

»Altlasten«: Viele Menschenrechtsverletzungen noch nicht geahndet

Am 10. Dezember wird der 60. Jahrestag der Allgemeinen Menschenrechtserklärung begangen. Das Bewusstsein für die Bedeutung der Menschenrechte ist weltweit gestiegen. Ihre Verwirklichung jedoch liegt immer noch in weiter Ferne – auch in Nepal.

Seit der Unterzeichnung des umfassenden Friedensabkommens im November 2006 und den Wahlen zur verfassungsgebenden Versammlung im April

2008 hat sich die Sicherheitslage spürbar entspannt. Die Berichte von Menschenrechtsorganisationen fallen weniger dramatisch aus als während der heißen

Konfliktphasen des Maoisten-aufstands. Doch der Weg zu einem stabilen Frieden ist weit. Noch immer erhalten Journalist/innen und Menschenrechts-



bei der eigenen Bevölkerung und bei internationalen Gebernationen, auf deren Struktur- und Entwicklungshilfe sie angewiesen ist.

Der Fall von Maina Sunuwar hat in Nepal und international traurige Berühmtheit erlangt. Die 15-jährige Schülerin war im Februar 2004 anstelle ihrer Mutter Devi, der man Verbindungen zu Maoisten nachsagte, von Soldaten der königlich-nepalischen Armee verhaftet worden. Maina wurde – so stellte sich erst viele Monate nach ihrem »Verschwinden« heraus – in einer Armeekaserne im Kavre-Distrikt zu Tode gefoltert.

Beharrliche Nachforschungen der Mutter und ihrer Rechtsan-

wältinnen (deren Arbeit von Todesdrohungen begleitet war), große Medienaufmerksamkeit und internationaler Druck führten dazu, dass die schrecklichen Umstände ihres Todes aufgeklärt werden konnten. Nachdem die Armee lange Zeit versucht hatte, die Wahrheit zu vertuschen, wurden im März 2005 drei an dem Verbrechen beteiligte Offiziere der nepalischen Armee vor ein Militärgericht gestellt. Die Täter kamen mit symbolischen Strafen wie vorübergehender Suspendierung vom Dienst und Degradierung wegen »Verletzung der Dienstvorschriften« davon.

Anhaltender Druck von Seiten nationaler und internationaler Organisationen wie z. B. der UN-Menschenrechtskommission führte dann dazu, dass die polizeilichen Untersuchungen im Fall Maina Sunuwar fortgesetzt wurden. Im Januar 2007 reichte die Mutter mit Hilfe von Anwältinnen der nepalischen Menschenrechtsorganisation »Advocacy Forum«, das sie seit Jahren juristisch vertritt, eine

Unsichere Blicke: Ein neues, selbstbewusstes Nepal kann erst wachsen, wenn die Menschenrechtsverletzungen der Bürgerkriegsjahre aufgearbeitet sind.

Unten: Auch zwei Jahre nach dem bewaffneten Konflikt sind Journalisten weiterhin Drohungen ausgesetzt.

vertreter/innen Drohungen. Im Tiefland Terai kommt es fast täglich zu Übergriffen, Entführungen und Anschlägen seitens bewaffneter Splittergruppen, die bewusst ethnische Spannungen schüren und Zwietracht unter den Menschen säen.

Gleichzeitig werfen die nicht aufgearbeiteten Menschenrechtsverletzungen lange Schatten auf die Bemühungen der neuen, von den Maoisten geführten Regierung um ein positives Image und um Akzeptanz



Zivilklage wegen Folter und vorsätzlicher Tötung gegen vier Armeeeoffiziere ein. Dies war angesichts massiver Einschüchterungsversuche und hoher persönlicher Gefährdung ein mutiger Schritt. Wenige Wochen später wurde Mainas Leiche auf dem Kasernengelände in Kavre gefunden und exhumiert.

Im Mai 2007 forderte das Oberste Gericht die Armee auf, innerhalb von sieben Tagen die vollständigen Akten des Militärgerichts zu diesem Fall an die Untersuchungsbehörden zu überstellen. Dies ist bis heute

» Maina war 15 Jahre alt, als sie im Februar 2004 von Soldaten verhaftet und in einer Armeekaserne zu Tode gefoltert wurde. Die mutmaßlichen Täter sind weiter auf freiem Fuß. «

nicht geschehen. Allein die Urteilsbegründung wurde vom Militärgericht freigegeben. Erst im Februar 2008 wurde Anklage gegen die vier beteiligten Armeeeoffiziere erhoben wegen illegaler Festnahme, Folter und Tötung der 15-jährigen Maina. Außerdem wurden Haftbefehle gegen sie erlassen. Dennoch befinden sich die Beschuldigten bis heute auf freiem Fuß. Ob und wann das Gericht ein Verfahren eröffnet, steht bisher nicht fest.

Der Fall Maina Sunuwar zählt zu den am besten dokumentierten Beispielen von Menschenrechtsverletzungen, die in der Zeit während des Bürgerkriegs in Nepal begangen wurden. Er ist ein Präzedenzfall,

der Rechtsgeschichte schreiben wird, falls das Zivilverfahren zum Abschluss gebracht und ein Urteil gefällt werden kann. Das »Advocacy Forum« hat die Fälle von 8000 Opfern dokumentiert und leistet den betroffenen Familien Rechtsbeistand. Darunter sind sowohl Opfer staatlicher Willkür als auch Opfer maoistischer Gewalt.

Das Beispiel Maina Sunuwar zeigt, wie schwierig im derzeitigen politischen Umfeld die juristische Aufarbeitung selbst eines so gut dokumentierten Falles ist, der noch dazu durch Zeugenaussagen sowie forensische Beweise gestützt wird. Er wirft zugleich ein trübes Licht auf die Funktionsfähigkeit und Unabhängigkeit des bestehenden Rechtssystems, das nicht in der Lage oder willens ist, die Strafverfolgung solcher

Verbrechen zügig und ohne Ansehen der Person durchzuführen.

Fast zwei Jahre, nachdem der Staat und die CPM (Maoisten) im Friedensabkommen schriftlich vereinbarten, »innerhalb von 60 Tagen Namen, Kaste und Status der während des Konflikts verschwundenen Bürger/innen zu veröffentlichen und den Familien Auskunft über den Verbleib ihrer Angehörigen zu geben«, ist das Schicksal von mindestens 970 »verschwundenen« Menschen bis heute nicht geklärt. Aus einem Ende August 2008 veröffentlichten Bericht der nepalischen Menschenrechtskommission NHRC geht hervor, dass in 671 der 970 Fälle staatliche Sicherheitskräfte für das



Kämpferin für die Menschenrechte: Gewalt gegen Frauen wird oftmals nicht geahndet.

»Verschwinden« verantwortlich gewesen seien. In den anderen 300 Fällen werden die Maoisten verantwortlich gemacht. Bisher sei auf Anfrage der NHRC von staatlicher Seite der Status von 1427 und seitens der Maoisten der Verbleib von 739 »verschwundenen« Personen geklärt worden.

Nach Auffassung führender Menschenrechtsvertreter/innen hat sich in Nepal eine Kultur der Straflosigkeit etabliert. Staatlichen Autoritäten wird keine Rechenschaftspflicht abverlangt. Das Vertrauen in die bestehenden Rechtsorgane und der Respekt vor der Durchsetzung und Einhaltung rechtsstaatlicher Normen sind erodiert, und es bedarf gewaltiger Anstrengungen, diese in den nächsten Jahren wieder herzustellen. Vorfälle von Diskriminierung auf der Grundlage von Kaste, Ethnie und sexueller Orientierung sind in Nepal nach

wie vor an der Tagesordnung. Frauenverbände beklagen die weite Verbreitung von sexueller Gewalt. Denn Gewalt gegen Frauen wird bis heute kaum als Menschenrechtsverletzung angesehen. Witwen und allein stehende Frauen müssen in Nepal Belästigung und Gewalt stets fürchten. Die Behörden nehmen nur sehr zögerlich die Strafverfolgung solcher Vergehen auf, selbst wenn sie dokumentiert sind.

Die Menschen in Nepal erwarten größere Rechenschaft von den politischen Parteien, von der Regierung und anderen Entscheidungsträgern. Sie wünschen sich Frieden, (Rechts-)Sicherheit und wirtschaftliche Verbesserungen, die ihnen und ihren Familien ein Leben in Würde erlauben. Daher ist neben dem Schutz und der Einhaltung ziviler und politischer Menschenrechte auch die Berücksichtigung wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Menschenrechte – etwa das Recht auf Nahrung und das Recht auf Freiheit von jeglicher Form von Diskriminierung – von zentraler Bedeutung für einen erfolgreichen Abschluss des Friedensprozesses. Auch von internationaler Seite muss Druck ausgeübt werden, damit in Nepal eine friedlichere Gesellschaft entstehen kann.

Die neue, von den Maoisten geführte Regierung hat sich nach eigenem Bekunden drei zentrale Ziele gesetzt: innerhalb der nächsten zwei Jahre eine neue Verfassung erarbeiten, den Friedensprozess erfolgreich zu Ende führen und die wirtschaftliche Entwicklung voranbringen. Der Fokus der

Regierungsarbeit soll auf Armutsbekämpfung liegen, die Vereinbarungen des Friedensabkommens sollen vollständig umgesetzt werden. Dazu zählen u. a. die Integration der maoistischen Kämpfer/innen in die Armee, die Einrichtung einer Wahrheits- und Versöhnungskommission und – mit höchster Priorität – die Wiederherstellung von Rechtsstaatlichkeit, Sicherheit und Ordnung sowie das Ende der Straflosigkeit.

Maina Sunuwars Fall bietet der neuen nepalischen Regierung Gelegenheit, ein starkes Signal auszusenden, dass die Kultur der Straflosigkeit beendet wird. Die erfolgreiche strafrechtliche Verfolgung derjenigen, die für Mainas Ermordung verantwortlich sind, könnte einen signifikanten Beitrag dazu leisten, dass Rechtsstaatlichkeit in Nepal wieder hergestellt wird und die Opfer und ihre Angehörigen endlich Gerechtigkeit erfahren. Erst wenn aus Worten Taten werden und das begangene Unrecht konsequent aufgearbeitet wird, kann es ein friedliches, neues Nepal geben.

Dr. Thomas Döhne,
Nepal-Experte

Missionshospital sagt Danke

Für das Missionshospital Chaurjahari sind bis zum 30. September **3400 Euro** eingegangen. Dafür sagen wir allen Spenderinnen und Spendern herzlich danke! Die Ärztin Dr. Elke Mascher ist bereits seit September in dem kleinen Krankenhaus in den Bergen tätig.

Aus Nepal erreichte uns folgender Brief:

»Liebe Grüße aus Kathmandu! Wie Sie wissen, ist Dr. Mascher zurzeit im Chaurjahari Krankenhaus tätig. Wir sind sehr dankbar für ihre Einsatzbereitschaft. Das Chaurjahari Hospital setzt sich für eine gute medizinische Betreuung der Menschen in den Bergen ein. (...) Doch es fehlen verschiedene medizinische Geräte. Zudem zahlt das Krankenhaus einen gewissen Prozentsatz seiner Einkünfte in einen Fonds ein, damit die Ärmsten der Armen im Hospital kostenlos versorgt werden können. Ohne diesen Fonds müssten wir viele Patienten wegschicken. Wir möchten Sie daher bitten, einen Teil der Spenden, die aus Deutschland eingehen, für die Aufstockung dieses Fonds verwenden zu dürfen. Ein anderes wichtiges Anliegen ist die Personalausbildung. Diese ist notwendig, damit die ärztliche Betreuung der armen Menschen effektiv bleibt.

Haben Sie vielen herzlichen Dank für Ihre Unterstützung. Es ist eine große Ermutigung zu wissen, dass die Gossner Mission und viele Menschen in Deutschland unsere Arbeit in Chaurjahari im Gebet sowie durch praktische Hilfe unterstützen.«

Ihr Ian Chadwell,
Gesundheitsberater

Aktiv im Kampf gegen Aids

Frauengruppen kümmern sich um häusliche Pflege

Wenn Besucher nach Sambia kommen, stehen die Themen Armut und Aids häufig im Mittelpunkt aller Gespräche. Nicht erstaunlich in einem Land, in dem jede sechste Familie von der Pandemie betroffen ist. Armut und Krankheit gehören in vielen Fällen zusammen.

Kinder, die ohne Eltern aufwachsen; Kinder, die von Geschwistern, Großeltern oder weitläufigen Verwandten aufgezogen werden, haben kaum eine Chance auf ein normales Leben. Ohne Schulbildung, ohne eine handwerkliche oder andere Ausbildung schaffen sie es nicht, jemals aus dem Teufelskreis der Armut auszubrechen. Mütter, die ums Überleben ihrer Kinder kämpfen, verschreiben sich oftmals der Prostitution, verringern damit aber ihre eigene Überlebenschance und damit auch die ihrer

Kinder. Traditionelle Praktiken und patriarchalische Machtverhältnisse geben Frauen oftmals keine Chance, aus der Aussichtslosigkeit heraus und einen Weg in eine hoffnungsvolle Zukunft zu finden.

Wie in biblischen Zeiten Leprakranke geächtet und gemieden wurden, so geschieht dies heute häufig mit an Aids erkrankten Menschen. Diskriminierung, Stigmatisierung und Isolation führen zu weiteren Bürden, unter denen die Kranken leiden, zu Depression und zu einem Gefühl von Wertlosigkeit.

Die Gossner Mission arbeitet in Sambia mit der Vereinigten Kirche von Sambia (UCZ) zusammen. Was tut diese Kirche, um diesen Leiden und Unwägbarkeiten entgegen zu wirken? Der erste Sonntagsgottesdienst jeden Monats ist dem Thema HIV/Aids gewidmet. Hier werden im Gottesdienst Christen aufgerufen, Erkrankte aus ihrer Isolation zu befreien, das Thema Aids offen in Familie und Freundeskreis zu diskutieren und vor allem dort zu helfen, wo christliche Nächstenliebe nach Hilfe verlangt. Während des Gottesdienstes werden zur Aufklärung selbst verfasste Schauspiele vorgeführt, Gedichte oder Lieder vorgetragen. Die Kollekte an diesen Sonntagen kommt den an Aids Erkrankten oder den Waisen zugute. Entsprechend des Grundsatzes von Treue und vorehelicher Enthaltsamkeit verteilt die Kirche keine Kondome, rät aber bei festgestellter Krankheit zu deren Gebrauch und weist auch auf außerkirchliche Beratungszentren hin, die die Vergabe von Kondomen befürworten.

Viel ist über Maßnahmen und Projekte zur Aidsbekämpfung geschrieben worden, wenig über die Menschen, die ehrenamtlich daran mitwirken.




Theater spielen gegen HIV/Aids: Da viele Menschen nicht lesen können, muss Aufklärung auch andere Wege gehen.

Diese aber hat das »Community Development Department«, das von der UCZ und der Gossner Mission finanziert wird, im Blick. Denn gäbe es diese vielen freiwilligen Helfer und Helferinnen nicht, müssten viele Menschen ihre Krankheit alleine bewältigen und würden noch mehr Kinder und Jugendliche ohne familiäre Bindung aufwachsen. Die freiwilligen Helfer unterstützen kontinuierlich weit über tausend von Aids betroffene Menschen in der einen oder anderen Weise und tragen zudem Sorge für mehr als zehntausend Waisen. Oftmals müssen sie dazu weite Strecken zurücklegen, zu Fuß, da ihnen das Geld für den Bus fehlt, und auch um Informationsmaterial zu verteilen oder Theaterstücke aufzuführen. Finanzielle Unterstützung ist hier wichtig.

Viele der Frauengruppen in den Gemeinden widmen sich zudem der häuslichen Pflege von Aids-Patienten. Häusliche Pflege durch Ehrenamtliche (»Home Based Care«) ist unerlässlich. Einige der Helferinnen haben Kurse absolviert, in denen Informationen zum Verlauf der Krankheit gegeben werden sowie Ernährungshinweise und Anleitungen zur Verabreichung der Medikamente und nicht zuletzt erklärt wird, wie man sich selbst zu schützen hat.

So helfen die Frauen in den betroffenen Familien bei der täglichen Hausarbeit, sie pflegen bettlägerige Patienten, helfen beim Waschen und Ankleiden, und als gläubige Christinnen wissen sie auch, wie sie spirituell und sozial ihren Patienten und Patientinnen helfen

können. Bibelgespräche, Singen und gemeinsames Beten sind fester Bestandteil der häuslichen Besuche. Sie schenken vielen Kranken Trost und Hoffnung.

 Sie können die Arbeit der ehrenamtlichen Helfer im Kampf gegen HIV/Aids unterstützen, indem Sie unser Weihnachtsprojekt „Armut macht krank. Helfen tut gut“ fördern. Mehr dazu auf Seite 28.

Barbara Stehl, Gossner-Mitarbeiterin im »Community Development Department«, Sambia

Banda übernimmt Erbe des Präsidenten

In Sambia ist ein neuer Präsident gewählt worden: Rupiah Banda von der Regierungspartei MMD konnte seinen stärksten Herausforderer Michael Sata von der »Patriotischen Front« mit 41 % (gegenüber 38 %) knapp besiegen. Die Wahl war nötig geworden, weil der bisherige Amtsinhaber Levy Mwanawasa im August nach einem Schlaganfall gestorben war.

»Die Präsidentschaftswahl war ein echter Test für die junge Mehrparteien-Demokratie in Sambia«, betonte Gossner-Mitarbeiter Peter Röhrig, der ebenso wie seine Frau Brigitte und Mitarbeiterin Hanna Mavromatis zu den EU-Wahlbeobachtern gehörte und am Wahltag 30. Oktober von fünf Uhr früh bis Mitternacht im Einsatz war. Obwohl es in den sambischen Medien auch Berichte über Krawalle nach dem Bekanntgeben des Ergebnisses gegeben habe, sei die Wahl im insgesamt sehr fair und friedlich verlaufen, so Peter Röhrigs Einschätzung.

Sambia zählt zu den zehn ärmsten Staaten der Welt. Doch der Kupfer- und Kobaltboom, ein konsequent marktwirtschaftlicher Kurs und die strikte Haushalts- und Anti-Korruptionspolitik des bisherigen Präsidenten Levy Mwanawasa hatten dem Land einen sanften Aufschwung beschert. »Investoren sollen sich ermutigt sehen, hier in Sambia Geschäfte zu machen«, so lautete Mwanawas Ziel. Er erreichte nicht nur, dass seinem Land Altschulden in Milliardenhöhe erlassen wurden. Dank des Rohstoffbooms konnte Sambia seine Devisenreserven sogar auf den Rekordstand von 700 Millionen Euro bringen. Wahlsieger Rupiah Banda gilt nun als Garant des bisherigen Regierungskurses.

Wenn der Flussgott den See austrinkt

Freude bei den Tonga: Besuch aus Deutschland und Simbabwe

Gewalt, Hunger, Mord und Totschlag – die Schreckensmeldungen aus Simbabwe reißen nicht ab. Dennoch gibt es weiterhin einen kleinen Grenzverkehr zum Nachbarland Sambia – und dies kam nun einer ungewöhnlichen deutsch-simbabwischen Partnerschaft zugute.

Die Verbindungen zwischen dem Kirchenkreis Oranienburg (bei Berlin) und drei Dörfern im Norden Simbabwes bestehen seit 1996. »Let the people speak« – so lautete der Titel eines Pilotprojektes, das von der Gossner Mission umgesetzt wurde. Und über die Gossner Mission, genauer gesagt über die damalige Mitarbeiterin Friederike Schulze, kam auch der Kirchenkreis Oranienburg ins Spiel. »Seit dieser Zeit besuchen wir uns alljährlich gegenseitig: Abwechselnd reisen einige Vertreter unseres Freundeskreises nach Simbabwe, bzw. kommen Freunde von dort zu uns und leben in dieser Zeit hier in unseren Familien«, erzählt der Oranienburger Udo Semper.

Drei Dörfer in der Region Binga im Norden Simbabwes sind es, zu denen die rund 30-köpfige Gruppe des Kirchenkreises partnerschaftliche Beziehungen unterhält. In diesen Dörfern leben Menschen vom Volk der Tonga.

Trotz all der Gewalttaten und Menschenrechtsverletzungen, die in den vergangenen Jahren unter Robert Mugabe in Simbabwe zu beklagen waren, stand der alljährliche Besuch für die Partner immer unumstößlich fest. Aber in diesem



Bewegende Momente und Begegnungen: vier der fünfköpfigen Gruppe an den Victoria-Fällen. Udo Semper aus Oranienburg gehört zu den Mitinitiatoren der Partnerschaft (kleines Foto).

Jahr? Bei all den Meldungen von brutalen Übergriffen im Land? Und wie überhaupt sollte man in Simbabwe vorwärtskommen, wo es doch weder Lebensmittel in den Regalen noch Benzin an den Tankstellen gab? In der Partnerregion Binga, 300 Kilometer von den Victoria-Fällen entfernt, war es zwar noch nicht zu Gewaltaktionen gekommen. »Aber natürlich ist die Angst, jederzeit durch unbedachte Äußerungen solche Gewalt auslösen zu können, stets in den Köpfen der Menschen

präsent.« Außerdem, so Semper, wisse man ja nie, wer wen beobachte und welche Folgen ein solcher Besuch aus Deutschland für die Gastgeber in Simbabwe haben könne.

Also trafen sich die Partner – dieses Mal waren es Udo Semper und die Studentin Anne-Kathrin Heinrich auf der einen Seite sowie James, Kameson und Phineas auf der anderen Seite – auf Anregung der Gossner Mission in Sambia. »Dass der Besuch dieses Mal anders sein würde, das wussten wir

ja«, sagt Semper. »Aber dass er solche Emotionen bei unseren Partnern auslösen würde, das haben wir nicht geahnt.« Überall, wo die fünfköpfige Gruppe (Semper: »Wir waren nicht mehr zwei hier und drei dort, sondern bunte fünf, die miteinander reisten«) auftauchte, gab es ein großes Hallo.

Denn auch in Sambia, vor allem im Gwembe-Tal, leben Menschen vom Volk der Tonga. Die Staatsgrenze im Süden, die die beiden Staaten Sambia und Simbabwe voneinander trennt, teilt das Siedlungsgebiet des Volkes in zwei Hälften. Zwar gibt es einen »kleinen Grenzverkehr«, und die Tonga dürfen ohne Visum in den jeweils anderen Staat reisen. Doch der Bau des Kariba-Staudamms und die Entstehung des gewaltigen Karibasees, durch den die Grenze teilweise verläuft, macht das den meisten Tonga praktisch unmöglich. »Es gibt lediglich zwei Grenzübergänge, und da die Menschen auf beiden Seiten der Grenze sehr arm sind, gehen sie stets und jederzeit zu Fuß, so dass die großen Strecken für sie kaum überwindbar sind. So hat der Bau des Staudamms 1959 viele Familien auseinandergerissen; und Geschwister, Freunde und Bekannte haben sich seit dieser Zeit nicht mehr sehen können«, berichtet Udo Semper. Einen Fährverkehr gibt es auf dem 280 Kilometer langen Karibasee nicht.

In Sambia erzählt man sich vom Flussgott Nyaminyami, einer gewaltigen Wasserschlange, die bereits während der Bauphase des Damms für verschiedene Unfälle verantwort-

lich gemacht wurde. Nach der Legende wird sie eines Tages den See austrinken und so die Tonga auf beiden Seiten wieder vereinen. »Diese Legende hat mich sehr berührt. In der DDR sind wir früher in den Harz gefahren, um einen Blick auf die andere Seite der Grenze zu erhaschen. Vierzig Jahre lang haben wir auf den Fall der Mauer gewartet«, erzählt der 71-jährige Geophysiker. »So konnte ich mich in die aufgewühlte Gefühlswelt unserer simbabwischen Begleiter gut hinein versetzen.«

Besonders groß war die Freude, als die fünf nach ihrem Aufenthalt in Lusaka und dem Besuch des Naluyanda-Projektgebiets ins Gwembe-Tal kamen. Dort wurden sie von Boniface Mutale, dem neuen Manager des Gossner-Projekts dort, begrüßt. Und siehe da: Mutale, selbst Tonga und aus Simbabwe kommend, stammt aus dem Binga-Distrikt, der Heimat der drei simbabwischen Gäste. »Kennst du diesen? Und was macht jener?« Für Gesprächsstoff war gesorgt.

Aber gerade in den beiden Projektgebieten der Gossner Mission ging es bei den Besuchen auch um Handfestes. In Naluyanda etwa waren die Gäste angetan von der Art und Weise, wie die Menschen dort mit den Problemen Holzeinschlag und Überweidung umgehen. »Dass das Aufforstungsprojekt kombiniert ist mit einem Schulprojekt; dass die Kinder dort schon in den Vorschulen Baumpatenschaften übernehmen, das halte ich für ungemein wichtig«, betont Semper.



Im Gwembe-Tal dann zeigten die Tonga-Bauern, was sie im Gossner-Projekt gelernt haben in Sachen Wasser und nachhaltige Landwirtschaft: Wehre und Dämme bauen, Konturlinien ziehen, Sträucher als Erosionsschutz pflanzen, sichere und saubere Ställe errichten. »Davon können wir viel lernen; das können wir auch unseren Nachbarn in Binga weitergeben«, lautete das Fazit der drei Besucher.

Nach zwei Wochen brachten die deutschen Gäste ihre simbabwischen Freunde zum Grenzübergang an den Victoriafällen. Udo Semper: »Der Abschied mit den Liedern der Tonga unter freiem Himmel, wehmütig und schön, ist uns von früheren Reisen vertraut. Doch immer wieder sind wir verzaubert, wie trotz der großen Sorgen der Freunde aus Simbabwe so viel heitere Freude in ihre Lieder strömt.«

**Jutta Klimmt,
Öffentlichkeitsreferentin**

Thema sauberes Wasser

Reaktion

Kaum hatte er die Schilderung der Wasserprobleme in Sambia in unserer letzten Ausgabe gelesen, griff er zum Telefon und machte uns auf eine Firma in Augsburg aufmerksam, die kostengünstig Wasseraufbereitungsanlagen herstellt: »Diese Anlagen funktionieren ganz einfach und arbeiten zum Beispiel in Bangladesh vorbildlich«, betonte **unser Leser Rudolf Weidauer**. Wir kümmern uns drum und danken für den Hinweis!



»Lippe hilft«: Erfolgreich fürs Schuldach gesammelt

»Halbzeit« vermelden die lippischen Freunde der Gossner Mission: Sie haben sich zum Ziel gesetzt, ein Drittel der

Ehrentrup: Jeder Treffer brachte 50 Cent

»Gibt es in Indien auch Würgeschlangen? Wo holt ihr das Wasser her? Wie kommen die Kinder zur Schule?« Solche und ähnliche Fragen brannten den Kindern auf der Zunge, als der indische **Pastor Manmasih Surin** die Grundschule Ehrentrup in Lage/Lippe besuchte.



Surin, der auf **Einladung des Lippischen Freundeskreises der Gossner Mission** nach Lippe gekommen war, genoss den überschwänglichen Empfang. Und er genoss noch etwas anderes: das indische Essen, das mehrere Mütter gemeinsam mit der in Detmold lebenden Inderin Asha zubereitet hatten und das alle gemeinsam auf dem Boden sitzend einnahmen. Es war Surins erste indische Mahlzeit nach seinem dreimonatigen Aufenthalt in Deutschland.

Zuvor hatte die ganze Schulgemeinde den indischen Pastor und seine Begleiter mit Liedern und Tänzen begrüßt und **Schulleiter Dieter Rochow** ihm von der Partnerschaft berichtet, die seit sieben Jahren zwischen der Grundschule Ehrentrup und der »Bethesda High School« in Tezpur (Assam) besteht.

Neben den regelmäßigen, sehr gut vorbereiteten Be-

15.000 Euro einzuwerben, die nötig sind, um das Dach der Bethesda-Mädchenschule in Ranchi (Indien) zu sanieren. 2500 der erhofften 5000 Euro sind innerhalb



kurzer Zeit aus Lippe bei uns eingegangen. Einen symbolischen Scheck konnte **Wolf-Dieter Schmelter**, Sprecher des Lippischen Freundeskreises, an Pastor Surin bei dessen Besuch in Lippe überreichen. Insgesamt sind auf unseren Spendenaufruf zugunsten der Bethesda-Mädchenschule bis Ende September 5300 Euro eingegangen. Allen Spenderinnen und Spendern herzlichen Dank!

Projekt

suchen von indischen Gästen in Ehrentrup gehören für Schüler, Eltern und Lehrer auch der Briefwechsel mit Tezpur sowie verschiedene

Spendenaktionen zu den deutsch-indischen Kontakten ganz selbstverständlich dazu. Jüngste Aktion: ein Elfmeterschießen, bei dem der Schulleiter und seine Kollegin Heike Brünger im Tor standen – und bei dem jeder Tref-

fer 50 Cent für die Spendenkasse einbrachte! Gemeinsam mit der Kollekte des Schulanfangsgottesdienstes konnten so 256,11 Euro für die Partnerschule in Assam an die Gossner Mission überwiesen werden. Herzlichen Dank!

Partnerschaft

Kirchenmusik

Mit Pauken und Trompeten

Ein ungewöhnliches Vorhaben gingen sechs Bläser aus Berlin in diesem Herbst an: Gemeinsam mit dem Direktor der Gossner Mission, **Dr. Ulrich Schöntube**, reisten sie – samt ihren Instrumenten! – zehn Tage lang nach Indien zur Gossner Kirche, um dort die Gottesdienste mit ihren Posaunenchorklängen zu bereichern – und natürlich neue kirchen-

musikalische Impulse wieder mit nach Hause zu nehmen.

Bereits vor ihrer Reise probten sie Volkslieder der Adivasi,



so genannte »Bhajans«, ein, die sie dem indischen **Bischof Nelson Lakra** bei dessen Berlin-Besuch vorspielten: Der wog zunächst bedenklich sein Haupt – und forderte sie dann auf, doch auch jenes Bhajan-Lied einzuüben, das der Ankunft der ersten Gossner-Missionare in Indien gewidmet ist. Woher aber die Noten nehmen?

Der Direktor wusste Rat: Der Bischof sang, Schöntubes Frau Cornelia schrieb die Noten auf – und die Bläser hatten eine weitere Aufgabe vor ihrer Reise zu bewältigen ...

Sparschwein gut gefüttert



Das Sparschwein war selbst gebastelt und hatte mächtigen Hunger: Zur Feier ihrer Goldenen Hochzeit im September baten **Hanny und Gerhard Fasse** aus Dörentrup (Lippe) ihre Gäste um Spenden: Die stolze Summe von **1729,60 Euro** für Frauen in Nepal kam dabei zusammen! Wir sagen Danke!

Wenn auch Sie, liebe Leserinnen und Leser, etwas zu feiern, aber keine persönlichen Wünsche haben, dann bitten doch auch Sie Ihre Freunde und Verwandte um eine Spende für

Glückwunsch

ein Projekt der Gossner Mission. Natürlich stellen wir den Spenderinnen und Spendern später gern eine Bescheinigung für ihr Finanzamt aus. Haben Sie noch Fragen? Dann nehmen Sie Kontakt zu unser Öffentlichkeitsreferentin auf: Tel. (0 30) 2 43 44 57 53.

Schutz indigener Völker: Bundespräsident antwortet



Eine Anregung der Gossner Mission hat **Bundespräsident Horst Köhler** aufgegriffen: Zur Frage der Ratifikation des ILO-Abkommens Nr. 169 zum Schutz der indigenen Völker hat der Bundespräsident eine Anfrage an die Bundesregierung gerichtet.

Dies teilte eine Mitarbeiterin Köhlers in einem Brief an den **Direktor der Gossner Mission, Dr. Ulrich Schöntube**, mit. Dieser hatte Köhler aus Anlass des »Internationalen Tages der Indigenen Völker« gebeten, sich für die Unterzeichnung der ILO-Konvention 169 einzusetzen. Diese ist die bislang einzige internationale Norm, die den Ureinwohnern rechtsverbindlichen Schutz

Briefwechsel

und Anspruch auf eine Vielzahl von Grundrechten garantiert.

Auszüge aus dem Brief an die Gossner Mission: »Der Schutz der indigenen Völker liegt dem Bundespräsidenten am Herzen (...) und er hat Ihren Brief zum Anlass genommen, sich noch einmal intensiv mit der Frage der Ratifikation (...) zu beschäftigen. (Er) wird darüber hinaus die Frage, wie sich die Lage indigener Völker verbessern lässt, weiterhin in seine politischen Gespräche einbeziehen. Ihr Brief bestärkt ihn darin. Haben Sie darum nochmals Dank für Ihre Zeilen.«



Jyoti Sahi im Kloster Chorin

Auf Einladung von **Dr. Willibald Jacob** war er nach Deutschland gekommen, um im Kloster Chorin (Brandenburg) an einem »Künstlerpleinair« teilzunehmen: der bekannte indische Künstler Jyoti Sahi. Natürlich nutzte er die Gelegenheit, um auch der Gossner Mission einen Besuch abzustatten und in ihren Räumen zum Gesprächsabend einzuladen. Die Gossner Mission hatte vor einigen Jahren Jyoti Sahis Bilderserie zum »Chotanagpur-Mythos« (Foto) erworben.

Reise

Land und Leute In Indien und Sambia

Auch im nächsten Jahr bietet die Gossner Mission ihren Freunden an, ihre Arbeit in den Partnerregionen auf einer Reise kennenzulernen. Im Februar/März wird Indien-Expertin **Ursula Hecker** auf Initiative des Lip-pischen Freundeskreises der Gossner Mission eine zwei- bis dreiwöchige Reise nach Indien begleiten. Auf dem Programm stehen Besuche bei der Gossner Kirche, aber natürlich auch ein Kulturprogramm von Kalkutta bis zum Tadj Mahal. Eine zweite Reise soll voraussichtlich März/April nach Sambia führen. **Alice Strittmatter**, Sambia-Expertin der Gossner Mission, wird mit Land und Leuten vertraut machen und gemeinsam mit unserem Mitarbeiter vor Ort, **Peter Röhrig**, die Projektarbeit in Sambia vorstellen. Reisekosten für ca. 18 Tage: rund 2000 Euro. Für beide Reisen sind noch Plätze frei. Infos: Tel. (0 30) 2 43 44 57 50.



Auf Geschenkesuche?

Weihnachten naht. Suchen Sie ein originelles Geschenk? Dann beeilen Sie sich: **Porträtzeichnerin Helga Ottow** hat noch »Termine« frei.

Sie wählen einfach ein schönes Foto aus von dem Menschen, von dem Sie eine Porträtzeichnung verschenken oder selbst besitzen möchten, und senden dieses Foto an die Gossner Mission. Frau Ottow fertigt davon eine Zeichnung an. Nach deren Erhalt überweisen Sie uns eine Mindestspende von 25 Euro plus Versandkosten – mit dem Vermerk »Schulprojekte Indien – Fotospende«. Von der Gossner Mission erhalten Sie eine Spendenbestätigung für Ihr Finanzamt. Und vor allem: Sie sind im Besitz eines ungewöhnlichen Geschenkes, mit dem Sie Ihre Lieben überraschen können!



Infos: Tel. (0 30) 2 43 44 57 50 oder mail@gossner-mission.de. Postadresse: Gossner Mission, Georgenkirchstraße 69/70, 10249 Berlin

Aktion

Während der Künstler-Tage im Kloster Chorin schuf **Jyoti Sahi** nun sechs farbige Collagen, die allesamt eine hohe Spiritualität beweisen, die der Künstler im mittelalterlichen Bau-Ensemble der Backsteingotik und im Umfeld des Klosters aufzuspüren und künstlerisch umzusetzen vermochte. »Brennende Steine« lautet der Titel eines Bildes, »Phönix« ein anderer. **Pfarrer Hans-Dieter Winkler** vom Chorin-Verein: »Jyoti Sahi erfasst das Geheimnis der Backsteine aus

Künstler-Tage

dem Feuer. Feuer hat die Erde zu Stein verwandelt. Und mit den Backsteinen sind Räume errichtet worden, die im Dienst des Höchsten stehen.« Die Choriner Bilder von Jyoti Sahi eröffnen Sichtweisen, so Winkler, »die wir bisher nicht kannten«. Seine Teilnahme am »Künstlerpleinair« und die Begegnung mit ihm – in Chorin und auch beim Abend der Gossner Mission – sei für viele eine Bereicherung und ein Geschenk gewesen.

Arbeitslosentreff geht in die Politik

Erfolg in Frankfurt/Oder – Neue Studie zu Hartz IV

Gemeinsam mit anderen für den Stadtteil aktiv sein – das will der Arbeitslosentreff »Miteinander« im Frankfurter Stadtteil Beresinchen. Ein Beispiel dafür, wie sich arbeitslose Menschen erfolgreich dagegen wehren, ins Abseits gedrängt zu werden. Eine neue Studie zeigt indes Folgen von Hartz IV auf.

»Die Regelleistung zur Sicherung des Lebensunterhalts umfasst insbesondere Ernährung, Kleidung, Körperpflege, Hausrat, Haushaltsenergie ohne die auf die Heizung entfallenden Anteile, Bedarfe des täglichen Lebens sowie in vertretbarem Umfang auch Beziehungen zur Umwelt und eine Teilnahme am kulturellen Leben«, heißt es im Paragraph 20 Sozialgesetzbuch.

Was dieses Ziel für die Betroffenen bedeutet, hat vor kurzem eine Studie aus der Feder des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit erhellt. Diese Studie, basierend auf einer jährlichen Wiederholungsbefragung von rund 19.000 Personen, eröffnet Einblicke von kompetenter und offizieller Seite.

Fazit der Studie ist, dass die Hartz IV-Leistungen nur den grundlegenden Lebensstandard der Betroffenen absichern – und auch dies nur mit Einschränkungen. Jeweils sechs bis acht Prozent der Bezieher berichten, dass sie sich keine warme Mahlzeit pro Tag leisten können, dass die Wände in ihrer Wohnung feucht sind, dass sie Probleme mit der pünktlichen Bezahlung der Nebenkosten haben. 14 Prozent verfügen nicht

über ausreichend Zimmer in ihrer Wohnung, und knapp 17 Prozent der Leistungsempfänger können sich keine angemessene Winterkleidung leisten.

Blickt man über den Bereich der elementaren Bedürfnisse hinaus, zeigen sich größere Versorgungsdefizite. Neben einer deutlichen Unterversorgung mit so genannten »gehobenen Konsumgütern« (z.B. Auto, Computer mit Internetzugang) weist die Studie insbesondere auf die fehlende Möglichkeit hin, Geld zu sparen, die fast 80 Prozent der Leistungsempfänger beklagen. Während man in der früheren Sozialhilfe einmalig auftretenden Sonderbedarf, wie z. B. Ersatz für defekte Haushaltsgeräte, separat beantragen konnte, gibt

es diese Möglichkeit heute nicht mehr. Der Hartz IV-Leistungsempfänger ist sogar aufgefordert, sich über die Zeit etwas zurückzulegen, um dann im Notfall größere Anschaffungen tätigen zu können.

Dabei kann jeder Zweite heute schon weder das Geld für medizinische Zusatzleistungen aufbringen, die nicht von der

Krankenkasse übernommen werden, noch unerwartet auftretende Ausgaben schultern. Ähnliches gilt für Kino- oder Konzertbesuche oder für das Einladen von Freunden.

Als besonders betroffene Gruppen nennt die Studie Menschen, die in Ein-Personen-Haushalten leben, Alleinerziehende und Leistungsempfänger mit niedriger Bildung.

Auf Grundlage dieser Studie haben die Wohlfahrtsverbände ihre Forderung nach einer Erhöhung des Regelsatzes von 351 Euro auf wenigstens 420 Euro im Monat bekräftigt. Doch stoße diese Forderung nach einem gerechteren sozialen Ausgleich auf ein Klima fortgesetzter Diskriminierung, so die Betroffenen. Neben den Boulevard-

» Millionen Deutsche leben in Resignation und Hoffnungslosigkeit. «

medien, die »Schmarotzerkampagnen« in Zeitung und Fernsehen führten, beteiligten sich auch Politiker und Wissenschaftler daran, den Nachweis zu führen, dass es den betroffenen Menschen eigentlich noch zu gut gehe. Mit fünf Euro für Essen und Trinken pro Tag könne



Angelika Schneider: Erfolg bei der Kommunalwahl.

Leere Fensterhöhlen im Frankfurter Stadtteil Beresinchen: Der Arbeitslosentreff »Miteinander« wehrt sich gegen den Abriss.

man ausreichend leben, sei immer wieder zu hören.

Viele Menschen reagieren heute mit Resignation. So kam die Friedrich-Ebert-Stiftung in einer Untersuchung zu der Einschätzung, es gebe ein »Milieu von Resignation und Hilflosigkeit, dem etwa fünf bis sechs Millionen Deutsche angehören«. Doch es gibt auch Beispiele, dass sich betroffene Menschen damit nicht abfinden. Im Berliner Sozialgericht stand im Sommer das 50.000. Verfahren an; in anderen Orten sieht die Situation ähnlich aus. Widerspruchs- und Klageverfahren enden für die Arbeitsuchenden häufig mit einem Erfolg. Im Durchschnitt sind 40 Prozent aller Widersprüche gegen Berlins Jobcenter erfolgreich.

Dass es nicht beim individuellen Protest bleiben muss, hat der Arbeitslosentreff »Miteinander« der Kirchengemeinde Frankfurt/Oder unter Beweis

gestellt. Der Stadtteil Beresinchen war einmal das zweitgrößte Neubaugebiet der DDR. Heute zeugen die leeren Fensterhöhlen rund um das Zentrum der Evangelischen Kirchengemeinde davon, dass Beresinchen in Raten sterben soll, wenn es nach dem Willen der Stadtoberen geht.

»Wir – das seid auch Ihr«: Unter diesem Slogan ist aus dem Arbeitslosentreff »Miteinander« eine »Bürgerinitiative Stadtentwicklung« hervorgegangen, die sich mit einer eigenen Liste bei den letzten Kommunalwahlen bewarb. Dass mit der Kandidatin Angelika Schneider der Liste ein Mandat in der Stadtverordnetenversammlung zufiel, wertet die Bürgerinitiative als einen wichtigen ersten Erfolg.

Die »Bürgerinitiative Stadtentwicklung« verfügte über keinerlei der in Wahlkämpfen üblichen Mittel. In den Medien

wurde sie geschnitten. Aber sie verfügte über das Selbstvertrauen, »Ohr und Sprachrohr« Neu-Beresinchens werden zu können. »Es ist schwierig, sich gegen die geölten Maschinen der etablierten Parteien zu behaupten«, sagt Angelika Schneider. »Wir sind mit unserem Flugblatt in alle Häuser gegangen, haben die Menschen direkt und persönlich angesprochen. Und wir haben jetzt die Hoffnung, dass sich mehr Menschen aktiv und gemeinsam für die Belange des Stadtteils einsetzen, denn mit den Wahlen ist in der Sache selbst ja noch nichts entschieden.«

**Michael Sturm,
Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste**

Die therapeutische Wirkung des Glaubens entfalten

Armut macht krank: Gedanken zum Weihnachtsprojekt 2008



Als ich das erste Mal als Vikar in Sambia war, besuchte ich eine Jugendgruppe in der Gemeinde St. Marks. Während des gemeinsamen Gebets fiel plötzlich eine Frau um. Sie wurde von ein paar Männern hinausgetragen. Vor der Kirche versuchten sie, mit Beten und Singen der Frau zu helfen. »Fahre aus«, riefen sie. Denn sie meinten, sie wäre von einem bösen Geist besessen. Ich war damals entsetzt und habe mit verschiedenen Pfarrern und Lehrern der Vereinigten Kirche von Sambia (UCZ) darüber gesprochen. Sie meinten, dass dies typisch sei für charismatische Gruppen in ihrer Kirche.

Es war also nichts Besonderes? Mein Entsetzen hatte wohl damit zu tun, dass uns der Gedanke fremd ist, dass der christliche Glaube und die Erfahrung der Heilung zusammen gehören.

Die Bibel spricht hier eine andere Sprache. Jesu Botschaft vom Reich Gottes wäre unglaublich gewesen, wenn sich nicht in seinem Feld das Heil auch ereignet hätte. So wird im Neuen Testament von Heilungen berichtet, wie bei der Blutflüssigen, dem Gichtbrüchigen, Blinden usw. Die Vollmacht, Kranke zu heilen, wird auf die Jünger Jesu übertragen. Jesus sagt in einer berühmten Aus-

sendungsrede zu den Jüngern: »Geht aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Macht Kranke gesund ...« (Mt. 10,7). Es ließen sich weitere Stellen anführen. Nach neutestamentlichem Zeugnis gehören die Verkündigung des Evangeliums und die Heilung zusammen. Die Botschaft wird im Heilwerden des Menschen konkret.

Nebenbei sei bemerkt, dass in der Kunst auf der Basis solcher Bibelstellen ein eigener Bildtypus entstand, den man vor allem gern im Barock malte: »Christus als Apotheker«. Beispielsweise berichtet Fontane in seinen »Wanderungen«, das ganze Scharen nach Werder bei Potsdam pilgerten, um sich dort ein solches Christusbild anzusehen. Mit der Barockzeit und der Epoche der Aufklärung ist aber das Auseinandertreten von Evangelium und Heilung in unserer abendländischen Denktradition verbunden.

Nach dem Modell Descartes' wurde die geistige und die leibliche Sphäre des Menschen getrennt. Man fand viele rationale Erklärungen für das Entstehen und die Heilung von Krankheiten. Gesundheit und Krankheit mussten nicht mehr mit Gott in Verbindung gebracht werden. Demzufolge wurde Leib- und Seelsorge getrennt.

Was geschah nun mit dem biblischen Auftrag, die Verkündigung des Evangeliums mit der Heilung zu verbinden? Im Grunde wurden und werden bis heute zwei Wege in der Auslegung beschritten.

Erstens: Man versucht symbolische Interpretationen, in denen das Heilende des Glaubens geistig gedeutet wird: Im Glauben wird Klarheit in der Beziehung zu Gott geschenkt und geistige Blindheit, Taubheit und Lähmung geheilt.

Zweitens: Der Auftrag zu heilen wird im diakonischen Sinne interpretiert: Nach dem Beispiel des barmherzigen Samariters (Lk. 10) und den Werken der Barmherzigkeit (Mt. 25) setzen wir Christen uns für Kranke und Ausgestoßene ein. Doch damit wird dem Glauben in unserer Denktradition keine therapeutische Funktion mehr beigemessen – ganz im Gegensatz zur Bibel. Weil dies so selbstverständlich ist, war ich entsetzt, als ich sah, was mit der ohnmächtigen Sambierin in der Jugendgruppe geschah.

Doch wie wäre es, die heilende Funktion des christlichen Glaubens neu zu entdecken, Verkündigung und Heil wieder in eine Beziehung zu setzen? Es kann dabei natürlich nicht darum gehen, wie in der Zeit vor der Aufklärung den Glau-



ben den Segnungen der neuzeitlichen Medizin entgegenzustellen. Es muss sich vielmehr um eine Synthese handeln.

Ein solches theologisches Modell ist im 20. Jahrhundert durch Paul Tillich entworfen worden. Er meint, dass sich im Menschen die Seinsbereiche des Körpers, der Seele und des Geistes als Dimensionen durchdringen. »Der Mensch ist eine vieldimensionale Einheit.« Wenn einer dieser Seinsbereiche verändert wird, sind immer auch die anderen Dimensionen betroffen. Erkrankt der Körper, leiden die Dimensionen des Geistes und der Seele. Aus dieser Auffassung über den Menschen folgt eine besondere Sicht auf das Heilen. Jede Seinsweise des Menschen erfordert eine eigene Heilmethode.


Allerdings sind im Prozess des Heilens alle Dimensionen des Menschseins miteinander verbunden. Ein Beinbruch ist primär chirurgisch zu behandeln. Eine Therapie und Heilung in der geistigen Dimension kann eine solche Behandlung nicht ersetzen. Allerdings wird sich eine geistliche Heilung auf das Wohlbefinden des Kranken positiv auswirken. Insofern kann das Gebet zur Heilung einer körperlichen Krankheit führen. Dies ist sogar durch

medizinische Studien belegt. Tillich vermag durch sein Denkmodell die aufgeklärte Eigenständigkeit der Disziplinen zu wahren und dennoch die therapeutische Wirkung des Glaubens zu entfalten. Die Religion ist seiner Meinung nach die Heilmethode in der Dimension des Geistes. Heilung ist von der Erlösung her zu verstehen (engl. »salvation«).

Damit sind wir bei der Person Jesu Christi, den wir gerade zu Weihnachten in vielen Liedern als Heiland besingen. Er ist der Anker der Hoffnung, der in die Zukunft geworfen ist. Mit ihm ist das Reich Gottes im Werden. In diesem Sinne ist alle Heilung ein Teil des Heilhandelns Gottes an der Welt und an jedem Einzelnen. Allerdings bleibt Heilung unter den Bedingungen dieser Welt fragmentarisch. Aber wir ahnen im Heilwerden um die Wiederherstellung des ganzen Heils in der Zukunft.

Wenn wir uns also für konkrete »Heilungen« im Kampf gegen Armut einsetzen, dann zeugen wir von der Hoffnung auf das künftige Heil. Das Himmlische Ganze soll im Fragment menschlichen Handelns durchscheinen: Helfen tut gut. Wir denken an die Missionskrankenhäuser im indischen Amganga, im sambischen Naluyanda

und im nepalischen Chaurjahari, wir denken an die HIV/Aids-Vorsorge in Sambia und an die Gesundheitsstationen im ländlichen Indien. Wir denken aber auch an die Zusammenhänge von Armut und Krankheit in unserem eigenen Land. Mit diesen Zeichen der Hoffnung auf das künftige Heil stehen wir in der Tradition der ganzheitlichen Mission unseres Gründers Johannes E. Gossner, der das erste evangelische Krankenhaus auf deutschem Boden ins Leben rief.

 **»Armut macht krank. Helfen tut gut.«**

Unser Spendenkonto:
Gossner Mission
EDG Kiel, BLZ 210 602 37
Konto 139 300
Kennwort:
Gesundheitsprojekte

**Dr. Ulrich Schöntube,
Direktor
der Gossner Mission**

Personen

Horst Symanowski als »stiller Held« geehrt

Als einer der »stillen Helden« der NS-Zeit wurde Horst Symanowski, der Gründer und langjährige Leiter des Mainzer Gossner-Hauses, in Berlin geehrt. Dort wurde im Oktober die Gedenkstätte »Stille Helden« eingeweiht: ein Gedächtnisort für die jahrzehntelang sowohl in der öffentlichen Wahrnehmung als auch in der Widerstandsgeschichte

kaum beachteten Helfer und für die Verfolgten. Horst Symanowski und seine verstorbene Frau

Isolde hatten während des Dritten Reiches als Mitglieder der Bekennenden Kirche Juden versteckt und damit vor dem Tod bewahrt. Bereits 2003 waren Symanowski und seine Frau von der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in den Kreis der »Gerechten unter den Völkern« aufgenommen worden. An der jetzigen Ehrung im Berliner Rathaus anlässlich der Einweihung der Gedenkstätte konnte der 97-jährige nicht selbst teilnehmen.



Gossner-Direktor zum zweiten Mal Vater geworden

Große blaue Augen, kleine Pausbacken und schon eine kräftige Stimme: Das ist Amalia Helene Schöntube, die am 4. September




in Berlin-Weißensee das Licht der Welt erblickte. Über die Geburt freuten sich Mutter Cornelia, Schwester Theresa und Vater Ulrich Schöntube, der Direktor der Gossner Mission, der zum zweiten Mal Vater wurde.

Tipps und Termine

Epiphaniagottesdienst mit Prof. Markschies


Er hat Tradition: der gemeinsame Gottesdienst zu Epiphania, den die Gossner Mission mit dem Berliner Missionswerk in der Berliner Marienkirche am Alexanderplatz ausrichtet. Im kommenden Jahr wird Prof. Dr. Christoph Markschies, Präsident der Berliner Humboldt-Universität, die Predigt halten. Im Anschluss an den Gottesdienst sind wie immer alle Freunde der beiden Missionswerke zu einem kleinen Empfang im Kirchenvorraum eingeladen.

 Dienstag, 6. Januar 2009, 18 Uhr, St. Marienkirche

Faltblatt stellt die Arbeit in Sambia vor

Möchten Sie gern die Arbeit und die aktuellen Projekte der Goss-

ner Mission in Sambia in Ihrer Gemeinde vorstellen oder bewerben? Möchten Sie sich selbst ein schnelles Bild davon verschaffen? Dann kann Ihnen das neue Faltblatt weiterhelfen, das die Gossner Mission jetzt herausgegeben hat. Gern senden wir Ihnen den Flyer auch in größerer Stückzahl zu.

 »Unsere Arbeit in Sambia« zu bestellen unter Tel. (0 30) 2 43 44 57 50 oder mail@gossner-mission.de

In Königshain an steinigem Weg Gossners erinnert

»Die Entscheidung fiel in Königshain«: Unter dieser Überschrift fand in Königshain (Schlesische Oberlausitz) im Oktober eine Festveranstaltung aus Anlass des 150. Todestages Johannes E. Gossners in diesem Jahr statt. Nachdem die Gossner Mission selbst am 30. März ihres Missionsgründers feierlich gedacht hatte, erinnerte nun die Gemeinde Königshain an den Mann, der in ihrer Kirche im Jahr 1826 zur evangelischen Kirche übergetreten war. Von Königshain aus führte der Weg Gossners nach Berlin, wo er 1837 die



ersten Missionare aussandte und das Elisabeth-Krankenhaus gründete. Im Festvortrag erinnerte Öffentlichkeitsreferentin Jutta Klimmt an den steinigen Weg Gossners und gab einen Überblick über die Arbeit der Gossner Mission heute.

Mission will besser wahrgenommen werden

Damit sich in evangelischen Gemeinden wieder ein positives Bild von Mission etablieren kann, haben sich 24 Missionswerke, Verbände und Kirchen unter dem Dach des Evangelischen Missionswerkes in Deutschland (EMW) zu einer Kampagne zusammengeschlossen. Unter



dem Motto »um Gottes willen – der Welt zu liebe« soll über die Inhalte und Ziele missionarischen Arbeitens der Kirchen in aller Welt informiert werden. Zu den Trägern der Image-Kampagne, die auf einen Zeitraum von drei Jahren angelegt ist, zählt auch die Gossner Mission. Neben gemeindlichen Veranstaltungen sind Großveranstaltungen jeweils zu den kommenden Kirchentagen geplant. Eigens zusammengestellte Materialien für Gemeindegruppen, Unterricht und Gottesdienst verdeutlichen die unterschiedlichen Aspekte missionarisch-ökumenischen Handelns.

i Zunächst wurden zwei Materialhefte herausgegeben. Zu bestellen unter: mission.de@emw-d.de



»Unterwegs« sein im Neuen Jahr

»Unterwegs«: So lautet das Thema des Kalenders 2009, den die Gossner Mission gemeinsam mit anderen Missionswerken unter dem Dach des Evangelischen Missionswerkes in Deutschland (EMW) herausgibt. Großformatige, eindrucksvolle Fotos aus den verschiedenen Partnerländern sowie Bibelzitate in drei Sprachen bereichern den Kalender im Format 32 x 48.

i Der Kalender ist für 4,50 Euro plus Versandkosten zu bestellen bei: Gossner Mission, mail@gossner-mission.de oder Tel. (0 30) 2 43 44 57 50.

»Mein Gott Afrika«: Eine Missionarin erzählt

Fünf Jahre lang lebte Renate Ellmenreich mit ihrem Mann in Nigeria, wo die beiden mit bescheidensten Mitteln viel bewirkten: den Aufbau eines Kindergartens und einer Schule, Alphabetisierungskurse für

Frauen, die Entwicklung von Lernhilfen. Ihre Erinnerungen lesen sich spannend und geben einen guten Einblick in die Arbeit ökumenischer Mitarbeiter heute in Afrika.

i »Mein Gott Afrika. Ein Leben als Missionarin«. Leipzig 2008, ISBN 978-3-374-02581-7. Kosten: 12.80 Euro.

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

Auflage: 6300 Exemplare.

Redaktion:

Jutta Klimmt

Layout:

Jutta Klimmt, Henrik Weinhold

Satz:

Henrik Weinhold

www.webundprint.com

Gesamtherstellung:

Digital Media Production, 12435 Berlin

Herausgeber:

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: mail@gossner-mission.de

Internet: www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 210 602 37, Konto 139 300

Fotos:

Döhne, Thomas: Seite 14 - 17

Klimmt, Jutta: Seite 1, 3, 30 (1), 32

Kreienbaum, Jonas: Seite 6 (1)

Kreienbaum, Maria Anna: Seite 9

Landmann, Nicole: Seite 12-13

Roeber, Barbara: Seite 24 (1)

Schöntube, Cornelia: Seite 23 (1)

Semper, Udo: Seite 20-21

Stehl, Barbara: Seite 18

und Archiv der Gossner Mission

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Projekt



Gemeinsam fürs Gwembe-Tal!

Sauberes Wasser: ein hohes Gut! Für viele Menschen in Sambia – vor allem für die Landbevölkerung – unerreichbar. Im Gwembe-Tal regnet es nur an durchschnittlich 50 Tagen pro Jahr. Trinkwasser wird schnell knapp, und zurück bleiben schmutzige Pfützen – monatelang die einzige Wasserquelle weit und breit. Die Folge: Viele Kinder sterben an Krankheiten, die vermeidbar wären.

Im Gossner-Projekt im Gwembe-Tal kämpfen wir gemeinsam mit der Bevölkerung für sauberes Wasser und nachhaltige Landwirtschaft. Die Bauern aus den Dörfern lernen, wie sie Brunnen und Talsperren bauen, wie sie Wasser gewinnen und halten können. Und sie lernen, ihre Felder so anzulegen, dass sie größere Erträge bringen. So können die Kleinbauern ihre Familie ernähren und in bescheidenem Umfang auch Mais und Gemüse auf dem Markt verkaufen.

**Kleine Hilfen können viel bewirken.
Wir bitten Sie: Helfen Sie mit!**

Unser Spendenkonto:
Gossner Mission
EDG Kiel
BLZ 210 602 37
Konto 139 300
Kennwort: Gwembe-Tal